

„Wann kann ich meine Arme wieder heben?": 512 Tage Deutschland für ein besseres Leben in Afghanistan

Ein schlimmer Unfall, Ahmad überlebt. Doch weil er in Afghanistan nicht operiert werden kann, bringt eine Hilfsorganisation den Zwölfjährigen nach Oberhausen. Über die Wunden eines vergessenen Landes.

Von **Cornelius Dieckmann**
06.08.2023, 12:45 Uhr

Düsseldorf, zwölf Grad, November. Zwischen Hangar 8 und Landebahn ist der Himmel aufgerissen und lässt das letzte Licht des Nachmittags aufs Rollfeld. Mitarbeiter der Hilfsorganisation Friedensdorf International warten angespannt neben Flughafenteleportisten, das Deutsche Rote Kreuz ist mit Ambulanzfahrzeugen gekommen. Alle blicken empor.

Oben, ganz klein am grauen Herbsthimmel, erscheint ein funkelnder Punkt, eine gecharterte Boeing 737-800, Ursprung Kabul, Tankstopp Tblisi. An Bord von Flug ED991 sitzen 27 verletzte afghanische Kinder.

Es ist der 5. November 2021. In Afghanistan sind seit Kurzem wieder die Taliban an der Macht. In Deutschland hat man schockiert an den Bildschirmen verfolgt, wie die Islamistenmiliz das Land überrannte, kampfflos erst die Provinzen einnahm, im August dann die Hauptstadt.

Ein Sommer wie im Zeitraffer: Verzweifelte, die sich an US-Militärmaschinen klammerten. Hitzetage am Flughafen von Kabul. Getrampel. Schüsse. Terroranschlag. Islamischer Staat. Bundeswehr. Ortskräfte. Islamisches Emirat. Bestürzung in Washington, London, Berlin. Eine Nation in der Staubwolke des gescheiterten Westens.

Und jetzt? Jetzt betritt Ahmad, zwölf Jahre alt, geboren 2009 in Kabul, zum ersten Mal in seinem Leben ein anderes Land.

Ein Junge öffnete einen Koran, in dem eine Sprengfalle steckte

Das Friedensdorf International hat ihn hergebracht, eine Oberhausener NGO, die Kinder aus Afghanistan und anderen Krisengebieten für lebenswichtige Operationen nach Deutschland holt. In ihren Heimatländern ist die medizinische Versorgung so schlecht, dass vielen Siechtum oder der Tod droht. Drei Tage zuvor sind bei einem Anschlag auf ein Krankenhaus in Kabul mindestens 19 Menschen ums Leben gekommen.

Ahmad, ein schüchterner schwarzhaariger Junge, der nun die Flugzeugtreppe herabsteigt, hat schwere Verbrennungen am Oberkörper. Seine Arme kann er kaum anheben, seinen Kopf nur schwer bewegen – ein Haushaltsunfall. Näheres wissen die Friedensdorf-Leute zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

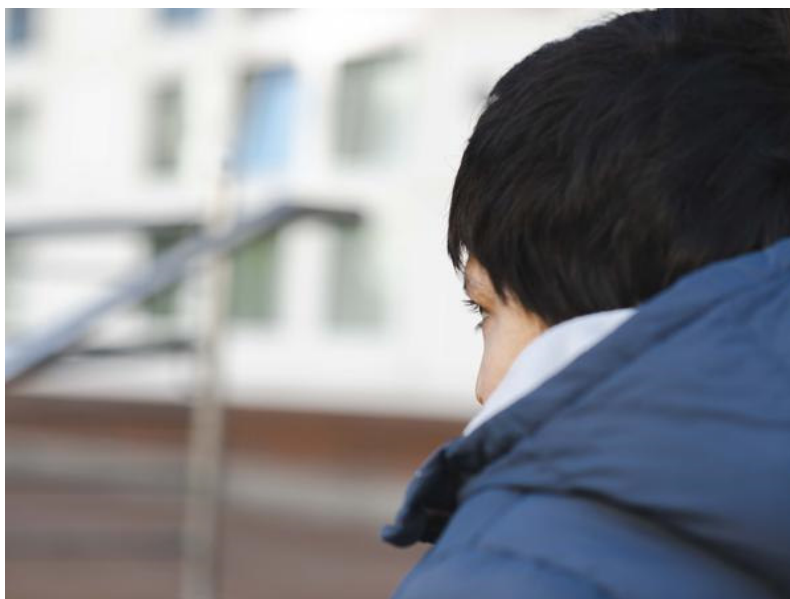
Zwei Jahrzehnte lang hat der Westen, hat auch Deutschland, in Afghanistan liberale Gesetze beaufsichtigt, Brunnen gebohrt, um *hearts and minds* geworben und Kindern wie Ahmad eine Zukunft versprochen, die nicht eingetreten ist.

Das große demokratische Experiment, ein klassisches Halbherzensprojekt der USA, ist kollabiert. Die leidende Bevölkerung aber ist noch da. Ahmad ist noch da. Und die westliche Verantwortung, die nun auf den Schultern zu weniger Stiftungen, Vereine und anderer NGOs wie dem Friedensdorf lastet.

Ein Bus, der auf dem Rollfeld wartet, fährt Ahmad und die anderen Kinder nach Oberhausen. Verlassen wird er das Friedensdorf nur für seine OPs, die in Berlin stattfinden sollen. Ansonsten wird er in der kleinen Siedlung mit Doppelstockbetten, Spielplätzen und Reha-Räumen bleiben, zusammen mit knapp 300 weiteren Kindern, die alle schwer verwundet oder erkrankt sind, verstümmelt oder verätzt, hinkend oder im Rollstuhl. Ein anderer afghanischer Junge, aus Dschalalabad, wurde Opfer einer Sprengfalle, die in einem Koran versteckt war, den er öffnete.

Ahmad weiß nicht, wie lange er bleiben wird. Sechs Monate? Ein Jahr? Anderthalb? Er weiß nur, dass er jetzt hier sein muss, 5000 Kilometer von zu Hause, in einem Land, dessen Sprache er nicht spricht und an das er sich nicht zu sehr gewöhnen soll. Keine Ausflüge, kein Smartphone, kein Fernseher – bloß keinen umgekehrten Kulturschock nach der Rückkehr riskieren. Kontakt nach Afghanistan, wo sein Vater und seine zwei Schwestern leben, wird Ahmad keinen haben, damit er nicht zu viel Heimweh bekommt. Im Dorf kümmern sich Erzieher rund um die Uhr um die Kinder.

Ende 2021 verschwindet Afghanistan aus den Schlagzeilen. Nur bei Schreckensnachrichten ploppen noch Eilmeldungen auf, ein Anschlag hier, eine Naturkatastrophe da. Ahmad bekommt davon nichts mit. In Oberhausen lernt er erste deutsche Wörter, sein Zimmer teilt er sich mit Kindern aus Angola, Tadschikistan und Usbekistan. Er ist introvertiert, aber kommt zurecht.



Aus Sorge vor Repression durch die Taliban bittet das Friedensdorf bei den ersten Treffen darum, Ahmads Gesicht nicht zu zeigen. © Tagesspiegel/Nassim Rad

Das offizielle Deutschland versucht in diesen Tagen, seine humanitäre Hilfe zumindest ansatzweise aufrecht zu halten, ohne das Taliban-Regime anzuerkennen. Zugänge ins Land sollen offenbleiben. Das heißt: Verhandeln mit den Terroristen.

Das Friedensdorf hat damit Erfahrung. Die vor allem durch Spenden finanzierte, politisch unabhängige Organisation wurde 1967 in Oberhausen als Bürgerinitiative gegründet, um Kindern zu helfen, die im israelisch-arabischen Sechstagekrieg verletzt wurden, seit 1988 ist sie in Afghanistan tätig. Als die Taliban dort 1996 erstmals die Macht übernahmen, wollte das frauenfeindliche Regime verbieten, dass auch Mädchen nach Deutschland geflogen werden.

„Das haben wir ausgesessen“, erzählt Claudia Peppmüller, eine resolute Sozialarbeiterin aus Essen, 54 Jahre alt, seit fast 30 beim Friedensdorf. Nach einem halben Jahr schrieb der damalige Taliban-Führer, Mullah Omar, einen Genehmigungsbrief.

Inzwischen kommen zu den Auswahlterminen in Kabul hunderte Familien, die teils tagelange Anreisen auf sich nehmen, um ihr Kind dem Friedensdorf und seiner örtlichen Partnerorganisation, dem Afghanischen Roten Halbmond, vorzustellen. Peppmüller sieht dann offene Wunden, freigelegte Knochen, Minenverletzungen. Manches behandelbar, vieles nicht.

„Dann steht da ein Junge vor dir, der vor lauter Schmerzen nicht mehr schreien kann und in Deutschland längst auf einer Intensivstation liegen würde“, sagt sie. „Ein anderer war schon fast im Sterbeprozess. Wie ein Skelett. Er konnte nur noch wimmern. Jetzt ist er bei uns und wohlgenährt. An solchen Fällen hält man sich fest.“

Berlin, Februar 2022. An einem klirrend kalten Samstagmorgen sitzt Ahmad mit zwei Friedensdorf-Mitarbeitern im Büro von Ole Goertz und knetet sich die Hände. Goertz ist Chefarzt am Martin-Luther-Krankenhaus im Südwesten der Stadt. Gemeinsam mit zwei Kollegen untersucht der Chirurg, welche Operationen Ahmad braucht. Die Ärzte diskutieren, berühren seine Narben, sagen Latissimus, mikrovaskulär, Kopfreklination, Parascapular-Lappenplastik.

Das Problem, erklärt Goertz: Narben wachsen nicht. Aber Ahmad wächst noch. Er könnte später Atemprobleme bekommen, weil sein Brustkorb von der undehnbaren Haut zu stark beengt sein wird. Am ganzen Oberkörper hat er schlecht verheilte Verbrennungen: an der Brust, am Hals, an der Achsel. Folgen des Unfalls.



Februar 2022. Die Berliner Chirurgen Ole Goertz (links) und Frank-Werner Peter untersuchen Ahmads Narben im Martin-Luther-Krankenhaus. Chefarzt Goertz rechnet mit zwei OPs. © Tagesspiegel/Nassim Rad

Der Unfall. Ahmad kriegt nasse Augen, wenn er von ihm erzählt. Er spricht auf Dari, der afghanischen Variante des Persischen. Die Fotografin des Tagesspiegels, die die Sprache beherrscht, übersetzt. Im Friedensdorf behelfen sich die Mitarbeiter gewöhnlich mit Zeichensprache, wenn die Kinder noch nicht so gut Deutsch können.

Vor zwei Jahren, sagt Ahmad leise, sei seine Mutter gestorben. Wie, erzählt er nicht. Er sagt nur: „Wir haben Erde auf sie geschüttet.“ Auf Dari heißt das: Wir haben sie begraben.

Nach dem Tod der Mutter habe er öfter in der Küche ausgeholfen, sagt Ahmed. Auch an jenem Tag vier Monate nach der Beerdigung. „Da war eine Petroleumflasche, die ich austauschen wollte. Sie ist explodiert.“ Er zeigt auf seine Brust.

Haut vom Oberschenkel, verwachsen wie ein Gitter

Die Verletzungen sind lebensgefährlich, aber im Krankenhaus in Kabul beachtet man ihn zunächst kaum, so erzählt er es. Schließlich operiert man den Jungen, nimmt Haut von seinem Oberschenkel, um die Wunden an der Brust zu überdecken. Das verwachsene Gewebe sieht heute aus wie ein Gitter. Ahmad trägt seitdem ein Halstuch, um die Narben

Zwei anspruchsvolle OPs seien nötig, schätzt Chirurg Goertz. Die Kosten übernimmt Placet, ein Verein von Berliner Ärzten, die sich ehrenamtlich vor allem um Terroropfer kümmern. Goertz gehört dazu.

„Wann werde ich meine Arme wieder heben können?“, fragt Ahmad.

„Zwei Tage nach der OP“, sagt Goertz.

Ahmad lächelt.

Die erste OP verläuft gut, auch wenn Ahmad hinterher starke Schmerzen hat. Er bleibt eine Woche im Krankenhaus, ehe er zurück ins Friedensdorf darf. Im März sind 89 weitere Kinder aus Afghanistan gekommen. Ahmad übersetzt für sie. Sie basteln, spielen Fußball, machen Matheübungen. Es hat etwas von Ferienlager, nur unter ernsteren Vorzeichen.

Nach Herkunft oder Gesinnung der Eltern fragt niemand. Bist du Paschtune? Tadschike? Hazara? Ist dein Vater Talib? Hat er für die Amerikaner gearbeitet? Ideologien, sagt Peppmüller, seien irrelevant, wenn es darum geht, Kindern zu helfen. „Soll man ein Kind dafür bestrafen, wer seine Eltern sind?“

Nur eine eiserne Regel gibt es. Seit dem Vietnamkrieg arbeitet das Friedensdorf in den Herkunftsländern nicht mehr mit Regierungen zusammen, sondern mit lokalen NGOs. Damals hatte das kommunistische Regime Kindern die Rückkehr nach Vietnam verweigert, sie mussten in der Bundesrepublik bleiben – ein tiefer Riss in ohnehin lädierten Biografien.

„Kinder gehören zu ihren Eltern, egal in welchen Umständen“, sagt Peppmüller. Oft werde sie in Deutschland gefragt: Wie könnt ihr die Kleinen in dieses Land zurückschicken, in den Krieg, in die Hungersnot? „Aber die Frage, die die Kinder mir am häufigsten stellen, ist: Wie oft muss ich noch schlafen, bis ich nach Hause kann?“

Ein drückender Junimorgen am Ende einer Hitzewelle. 10.15 Uhr, Martin-Luther-Krankenhaus Berlin, OP-Saal 2. Gummischuhe quietschen auf dem Klinikboden. Fünf, sechs, sieben Mediziner beugen sich über Ahmad, der sediert auf dem Operationstisch liegt. Eine Maschine misst mit ruhigen Piepstönen seinen Puls.

1,47 Meter, 41,5 Kilogramm, Blutdruck 114/60. Ahmad ist in diesem Moment Statistik, Zahl, Befund, ein Patient wie jeder andere. Doch in den folgenden Stunden entscheidet sich, mit wie viel körperlicher Freiheit er sein künftiges Leben bestreiten wird.

Das Blutgefäß pulsiert in Ahmads Herzschlagrhythmus

Chefarzt Ole Goertz macht einen ersten kleinen Schnitt an der Achselhöhle, dann einen großen, etwa 25 Zentimeter lang, eine saubere Öffnung am Rücken hoch bis zur Schulter. Blut fließt, schnell und viel, es tränkt ein weißes Tuch nassrot. Man sieht Ahmads freigelegte Muskeln. „Er wird Schmerzen haben“, sagt Goertz durch seine Maske. „Aber er ist gesund und jung, sein Körper wird das aushalten.“



Juni 2022. Ein langer Schnitt am Rücken, 25 Zentimeter, Blut fließt, schnell und viel. Ahmads Operation dauert drei Stunden. © Tagesspiegel/Cornelius Dieckmann

Ahmads Puls. Die effiziente Kommunikation der Ärzte. Ab und zu konzentrierter Smalltalk, im Hintergrund leise Radiomusik. Das ist der Soundtrack des Tauschs, der in diesem OP-Saal in Berlin-Schmargendorf gerade Ahmads Realität verändert: ein Kindheitsjahr fernab von Heimat und Familie für ein paar Stunden deutscher Chirurgie.

„Messer.“

„Tacker.“

„Backhaus.“

„Pinzette.“

Eine Stunde vergeht. Zwei Stunden. Goertz' Polyesterhandschuhe sind blutig. Ein dicker Hautlappen, der halb angeschnitten ist, liegt auf der Hand einer Medizinerin. Fast fertig. Der Lappen, den die Chirurgen vom Rücken transferiert haben, braucht noch Blutzufuhr. Sehr, sehr vorsichtig führt Goertz einen Schnitt links an Ahmads Hals durch. „Hier darf man nicht so tief schneiden“, sagt er und zeigt auf die offene Stelle. „Das ist das große Gefäß, das vom Hirn abfließt.“ Man sieht, wie es pulsiert, ganz zart, in Ahmads Herzschlagrhythmus.

Nach gut drei Stunden wird Ahmad zugenäht.

Am nächsten Tag kommt ein Arzt in sein Zimmer auf der Intensivstation und gratuliert ihm. Ahmad weiß nicht, warum. Der Arzt sagt ihm, dass heute sein 13. Geburtstag sei.

Ende September gibt es im Friedensdorf eine Abschiedsfeier für Kinder, die nach Hause fliegen. Ahmad ist nicht darunter. Seine Wunden sind zwar gut verheilt, aber die Ärzte haben entschieden, dass er Mitte Oktober einer dritten OP unterzogen werden soll, diesmal an den Ellenbogen, um ihm noch mehr Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Auch dieser Eingriff geht gut. Er soll jetzt im November nach Hause.

An einem milden Tag Ende Oktober 2022 ist fröhliches Kindergeschrei vom Hof des Friedensdorfs zu hören. Das Gelände sieht aus wie eine Mischung aus Einfamilien-Reihenhäusern und Grundschulhof. Flache Bauten, ein Spielplatz, Fußballtore, Gelächter.

„Claudia! Claudia!“ Eine Gruppe Kinder schart sich um Peppmüller, die jüngsten sind erst sechs Jahre alt. „Für die“, sagt Peppmüller, „bin ich die Heimat.“ Die Kinder haben sie bei der Abholung in ihren Herkunftsländern kennengelernt, seither ist die freundliche Deutsche mit den blonden Haaren das einzige erwachsene Gesicht, das sie an zu Hause erinnert.

„Deutschland ist gut, aber ohne Mama und Papa ist schwierig“, sagt Ahmad beim Gang durchs Friedensdorf. Nach kaum einem Jahr und ohne formellen Unterricht spricht er sehr passabel Deutsch. Er trägt einen grauen Hoodie mit der Aufschrift „Berlin“, eine Spende wie alle Klamotten im Dorf.

Bei der Verkündung der Rückflugliste fließen Tränen

Heute ist Reha. Während andere Kinder mit Murmeln spielen und einander Massagebälle zuwerfen, legt Ahmad sich auf eine Liege. Eine Physiotherapeutin cremt ihm die Hände ein und macht behutsam Übungen mit ihm, um seine Haut zu dehnen. Er hebt eine Krücke empor wie eine Hantel, dann schiebt er mit gestreckten Armen ein Handtuch die Wand hoch und runter. Es sind einfache Routinen ohne High-Tech-Geräte, wie sie jedes Kind in jedem noch so armen Haushalt auf der ganzen Welt wiederholen kann.

Ahmad kann die Arme jetzt weit über den Kopf heben, er demonstriert es ein wenig verschämt. Das Halstuch trägt er weiterhin. Vielleicht als Pflaster, nicht für die physischen Wunden, sondern für die anderen.

Alle paar Monate wird im Speisesaal die Liste derjenigen vorgelesen, die zurückfliegen. Peppmüller erzählt, dass die Kinder jubeln, wenn sie ihre Namen hören, und ihre „R-Tasche“ packen gehen. R für Rückkehr. Aber es fließen auch Tränen, weil Freundschaften enden und jene Kinder traurig sind, die noch nicht zurückdürfen.

Beim Afghanistan-Flug im November ist Ahmad wieder nicht dabei. Die Ärzte haben beschlossen, dass er noch weitere, abschließende Behandlung braucht. Denn sind die Kinder erst zu Hause, meist ohne medizinische Unterstützung, vielleicht sogar ohne Strom, kann das Friedensdorf nicht mehr nachsorgen. Alle wollen absolut sicher sein, dass die Hilfe gewissenhaft zu Ende geführt wird.

„Natürlich ist es ätzend, dass da ein Regime ist, das dich nur duldet“, sagt der Journalist Jan Jessen, der das Friedensdorf regelmäßig ehrenamtlich nach Afghanistan begleitet.

Ein Partner vor Ort, der im ersten Taliban-Regime ein ranghoher Regierungsmann gewesen sei, habe bei einem Termin in Kabul kürzlich verboten wollen, dass Claudia Peppmüller neben ihm stehe, erzählt Jessen. Begründung: weil sie eine Frau ist.

Kann das auf Dauer gut gehen?

Die kurze Antwort: Es muss. „Es ist nicht fair, 20 Jahre ein Land zu besetzen und dann abzuhausen, während die Leute dort verrecken“, sagt Peppmüller. Für sie ist die Arbeit ein humanitärer Imperativ.

Die Not ist bei jeder ihrer Afghanistan-Reisen zu spüren. Beim ersten Auswahltermin nach dem Sturm der Taliban auf Kabul seien 2200 Kinder gekommen statt der üblichen 600. Das hieß: fünf Tage lang gemeinsam mit dem örtlichen Arzt, Doktor Marouf, bis Mitternacht Kinder untersuchen. Das hieß auch: Triage in Extremform. „Wenn du manchen Kindern im Februar sagst, wir können dich erst im August mitnehmen, dann weißt du, dass sie das nicht mehr erleben werden“, sagt Peppmüllers Kollegin Birgit Hellmuth, ebenfalls eine Friedensdorf-Veteranin mit jahrzehntelanger Erfahrung. „Abends sitzt du dann auf dem Bett und heulst einfach.“

Seit der Taliban-Machtübernahme hat das Friedensdorf 2,6 Millionen Euro in Lebensmitteln und Strukturhilfe für Afghanistan ausgegeben. Viel Geld – und zugleich unendlich wenig. Aktuell bemüht sich die NGO um Förderung durch das deutsche Entwicklungsministerium. Das versichert auf seiner Webseite, es wolle die Afghanen weiter „regierungsfern und bevölkerungsnah“ unterstützen.

Hilfe für Kinder in Not

Ahmad, dessen voller Name in diesem Artikel nicht genannt wird, ist eines von tausenden Kindern aus Krisengebieten, denen das Friedensdorf International lebenswichtige Operationen ermöglicht hat. Die Stiftung wird hauptsächlich durch Spenden und Kooperationen mit gemeinnützigen NGOs finanziert. Informationen und Spendendaten unter friedensdorf.de.

Und doch ist die Arbeit des Friedensdorfes zwei Jahre nach dem Abzug der Bundeswehr ein einsames Engagement. Das politische Interesse in Berlin ist so gut wie nicht mehr existent, ein breites gesellschaftliches Interesse gab es ohnehin nie. Afghanistan, war da was?

An einem Sonntag am Wochenende vor Ostern 2023 landet Ahmad am Flughafen von Kabul. Eine Friedensdorf-Mitarbeiterin schickt ein Foto von den ersten Momenten. Ahmad schultert seine Habseligkeiten aus anderthalb Jahren in seiner R-Tasche. 512 Tage Deutschland, ein Rucksack, eine Jacke. Und sein Halstuch.

Vielleicht komme ich wieder, wenn ich groß bin“, hat er in Oberhausen gesagt. Aber entscheidend ist für das Friedensdorf vor allem, dass er groß wird. Er und die anderen Kinder in dem Land, das Deutschland mal so wichtig war.